

(Nachdruck verboten.)

## Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

38] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen  
von Alfred Heuler.

Bohemund trat ans Fenster.

„Hören Sie, hören Sie,“ rief er empört, „Pilger, die sich zur Krippe von Bethlehem fahren lassen! Ist das nicht eine Schande? Zu meiner Zeit schleppte man sich auf den Knien dorthin. Jetzt hat sich eine neue Gesellschaft gebildet, welche die Beförderung der Touristen besorgt; selbstverständlich besteht sie aus Deutschen! Sehen Sie, gerade jene Kolonie, die sich meinem Schloß dicht vor der Nase eingerichtet hat, jenen famosen Tempelrittern, Sie wissen doch, die Bohnen und Kohl bauen, verdanken wir die Einführung dieser Omnibusse. Bald werden sie einen Dampfer zu Spazierfahrten auf dem Toten Meer bauen und vielleicht sogar eine elektrische Bahn, welche die Via Dolorosa entlang fährt und nach Wunsch an allen Kreuzstationen hält. Dann haben wir ein Jerusalem, das dem Handel, dem Fortschritt und den reformierten Kulturen, der Religion des Positivismus und des gesunden Menschenverstandes ausgeliefert ist. Wir bauten Kirchen, Klöster, Spitäler, jene errichteten Schulen, Posten, Bahnhöfe, Fabriken. Wäre da die Herrschaft der Mohammedaner oder der Einfall einer Barbarenhorde nicht noch vorzuziehen? Die würden nur Euren Leib töten und Eure Altäre besudeln, aber Euren Wahn würden sie achten und die Schönheit des Landes unangetastet lassen. Der schlimmste Vandalismus ist der, welcher die Phantasie ertötet, die Flügel des Geistes verstümmelt, die Triebe des Herzens erstickt, die Harmonie der Dinge zerstört und die Heiligkeit der Erinnerung mit Füßen tritt. Und doch fühle ich es, Palästina wird den Reformierten gehören, denn das Reich der Gerechtigkeit ist nahe. Doch was tut es, wenn sie es an sich reißen; denn befähen sie auch die ganze Welt: es gibt ein Jerusalem, das sie nie betreten, ein Kanaan, das sie nie erobert werden. Das ist jenes Jerusalem, welches wir in uns tragen, das Zion unserer Phantasie, das Land unserer Hoffnungen. Das wird diesen Baronen des Modernen, diesen Industriekrittern, diesen Kreuzfahrern des Handels für immer verschlossen bleiben!“

„Ja,“ sagte Elias, „auch mir steigt oft der Gedanke auf, daß die Zukunft den Protestanten gehört, weil sie derer ist, die praktischen Sinnes sind. Unsere Niederlage rührt daher, daß wir den Boden unseres Jahrhunderts verlassen und uns in die Vergangenheit und in den Traum geflüchtet haben.“

„Der Traum! Ach, auch der ist eitel, auch den kann man nicht mehr nach Belieben herbeirufen. Zehn Pfeifen rauche ich nun schon, ohne meinen alten Traum wieder zurückrufen zu können. Oh! Jammer! Jammer! Wo soll man Vergessenheit finden, wenn schon der Rauch uns im Stich läßt?“

Und angewidert stellte der Doktor seine Pfeife weg.

Draußen war alles in Schweigen versunken; der herbe Weibrauchgeruch hatte sich verzogen, nun stieg wieder der süße und milde Duft der Krokus und Asphodelen von den Weideplätzen Ephraims zu den Sternen empor.

Blötzlich pochten rasche Schläge an das Tor der Ringmauer.

„Wer ist da?“ rief der Graf, auf den Balkon hinaustretend.

„Sakim, Sakim!“

„Wohin soll er kommen?“

„Nach Bethlehem zum Pfarrer.“

Mit einem Satz war Elias an Bohemunds Seite.

„Wer ist dort krank?“ fragte er, von einer unbestimmten Ahnung geängstigt.

„Die Frau des Herrn Jamain.“

„Mein Weib? Schnell, d'Amenjeu, schnell!“

Und schon stürzte er nach seinem Pferde.

Cäcilie krank, vielleicht im Sterben! Vielleicht gar schon tot! Sein ganzer Groll war verschwunden, all sein Leid vergessen; nur noch der gemeinsamen Stunden des Glücks gedachte er.

\*) Sakim — Arzt.

„Mein Liebling, mein Liebling!“

Mit einemmal traten ihm alle die alten, zärtlichen Rosenamen wieder auf die Lippen.

Bei Herrn Fischer erwartete man ihn nicht; man hatte nach dem nächsten Arzt geschickt, jedoch verabsäumt, den Gatten zu benachrichtigen.

„Mein Weib, mein Weib!“

Alles über den Haufen rennend, stürzte er vor einem der beiden Betten im ehelichen Schlafgemach der Fischers nieder. Bei der allgemeinen Kopflosigkeit hatte man sie dort in aller Eile gebettet. Ihre Kleider lagen auf der Erde umher, ihr Nieder hing über dem eisernen Bettrahmen und ein Strumpf, der noch die zarte runde Form des Beines beibehalten hatte, war an der Türklinke hängen geblieben.

„Was fehlt Dir, mein Lieb, was fehlt Dir?“

Ein Nechzen war ihre ganze Antwort, während sie die zum Gebet gefalteten Hände rang und sich krampfhaft hin und her warf, daß das Bett zitterte.

„Mein Gott! Cäcilie!“

Und mit Entsetzen sah er, daß ihre entstellten Züge zusehend blau wurden, und der Schweiß, der ihr unaufhörlich aus den Poren drang, ihre blonden Haare an der Wurzel schwarz färbte.

„Sie hat sich vergiftet; sie hat sich meinethwegen umbringen wollen!“

Und wahnsinnig vor Schmerz und Gewissensbissen wälzte er seinen Kopf auf der Bettkante hin und her.

„Nein doch! Nicht sie hat sich vergiftet, sondern jener Unglücks Mensch hat ihr Arsenik statt Chinin gegeben,“ sagte der Doktor, der soeben eingetreten war. „Treten Sie zur Seite, damit ich sie untersuchen kann.“

Elias erhob sich und erblickte Herrn Fischer, der ganz vernichtet wie ein Häufchen Unglück auf einem Stuhl saß und unaufhörlich ächzte:

„Herr, Du mein Gott! Habe Mitleid, habe Mitleid, lieber Gott!“

Neben ihm kniete Amalie, die ihn wie ein kleines Kind in den Arm genommen hatte und ihm mit der anderen Hand die Tränen abwischte.

„Ach! Mein armer Alter, mein armer Alter, weine nicht! Jesus wird uns helfen. Jesus wird sie retten. Ach, hättest Du doch bloß die Brille aufgesetzt!“

Nun begriff Elias alles: der Missionar hatte sich wieder geirrt. Er erinnerte sich ihres ersten Besuches in Bethlehem nach ihrer Hochzeitsreise, als er seine Exkommunikation erfuhr, und in diesem selben Hause sein Glück zu verblühen begann. Und mit stechendem Schmerz dachte er:

„Ach, warum bin ich damals nicht gestorben, warum habe ich nicht das Gift verschluckt? Damals liebte Cäcilie mich noch und hätte mich sicherlich beweint.“

D'Amenjeu klopfte ihm auf die Schulter: „Man hat mich zu spät geholt. . . Nichts mehr zu machen. . . Ich gehe.“

„Nein, Doktor, nein, das ist nicht möglich. Ich lasse sie nicht fort, retten Sie sie, retten Sie sie. Ich habe ihr noch so viel zu sagen. . . so viel. . .“

Und er klammerte sich an den Arzt.

„Dann beeilen Sie sich.“

„Lassen Sie alle hinausgehen, ich bitte darum. . . sie ist ja doch mein Weib.“

Von neuem sank er an dem Bett nieder, während d'Amenjeu den anderen ein Zeichen gab, sich zu entfernen.

Sie lag jetzt so ruhig da, als ob sie schlief, fast sah sie schon wie tot aus.

Sterben! Cäcilie sollte sterben, unversöhnt sterben? Als Feinde sollten sie sich für die Ewigkeit trennen?

Cäcilie, mein teures Weib, mein Liebling, hörst Du mich? Sage mir noch einmal, daß Du mich liebst, daß Du die Stunden unserer Liebe nicht vergessen hast! Denke an Ziona, denke an meinen Schmerz. . .“

Und er bedeckte die gefalteten Hände Cäciliens mit Küffen und Tränen.

Ein Schauer überlief sie, doch ihr Antlitz blieb starr und ihre Augen geschlossen.

Da verschloß sich auch etwas in Elias Herzen; seine Tränen versiegten und er wußte nicht mehr was er ihr sagen sollte. Er blickte um sich. Diese getünchten Wände, die ver-

gitterten Fenster, die beiden eisernen Bettgestelle mit ihren Spitalsdeckbetten, diese ganze Häßlichkeit dämpfte seine Erregung. Er sah noch den Strumpf, der jetzt schlaff herabhing, und las mechanisch den über der Thür stehenden Bibelspruch: „Sie werden sein, wie zwei Tauben in der Hütte des Herrn.“

Mit geheimem Spott sah er wieder das lächerliche und tribiale Fischersche Ehepaar vor sich; aber diese teilten wenigstens ihren Schmerz und verließen sich im Unglück nicht.

Er beneidete sie.

„Das Gebet . . . der Pastor . . . der Weihnachtsbaum,“ murmelte Cäcilie.

Elias öffnete die Thür.

Der Pastor trat im Lalar ein. Er war bleich und die Bibel zitterte in seiner Hand.

Man trug den Tisch mit der Weihnachtszeder, deren Kerzen bereits angezündet waren, herein. Da man die Goldpapierkette schlecht zusammengeklebt hatte, war sie von neuem gerissen und die beiden Enden schleppten auf der Erde nach.

Ein Geruch nach Honig, Orangen und Harz verbreitete sich im Zimmer.

Die in Tränen aufgelösten Fischer und die erschrockenen Waisen grupperten sich rings um den Baum. Ueber die Sterbende gebeugt, betete der Pastor, die Hand segnend erhoben, den Psalm:

„Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“

Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.

Er erquidet meine Seele; er führt mich auf rechter Straße, um seines Namens willen.

Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.

Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde. Du salbest mein Haupt mit Del und schenkest mir voll ein.

Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Lebenlang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.“

Dann sangen alle Anwesenden, die Augen auf den Weihnachtsbaum gerichtet, Geburts- und Auferstehungslieder.

In die Kissen zurückgelehnt, betrachtete Cäcilie starr den Engel, dessen ausgebreitete Flügel die niedrige Decke streiften.

Kerzen und Goldketten spiegelten sich in ihren gläsernen Augen; sonst schien sie, angesichts einer überirdischen Glückseligkeit, die sie bei den kindlichen Worten des Psalms und der einfachen Melodie des Gesanges durchströmte, bereits alles vergessen zu haben, ihren Vatten, ihre Tochter, den Pastor, alles, woran das Herz hängt, und alles, was vergänglich ist.

Dann senkten sich allmählich ihrelider, langsam und zuckend; ihr Körper streckte sich unter der Decke und sie verschied, während die anderen ihren Gesang fortsetzten.

Elias betrachtete diese Frau Fischer, die ihm einst so gewöhnlich vorgekommen war und nun plötzlich zu einer Mater Esperanza veredelt erschien und diesen armen Makkermissonar, dessen irdische Angst auf die Gewißheit der himmlischen Vergeltung baute, und endlich diesen Pastor, der seinen Mannesschmerz meisterte, um Jubelgefänge zu Ehren des göttlichen Kindes anzustimmen. Und er fragte sich:

„Worin liegt denn das Geheimnis ihrer Kraft? Ruht sie auf der Nüchternheit ihrer Seelen oder auf der Ueberzeugung ihrer Rechtfchaffenheit? Sie brauchen weder Tempel noch prunrende priesterliche Gewänder, weder Weihrauch noch Orgelschall. Statt ihre Knie zu beugen, erheben sie ihre Herzen und vielleicht beten sie auch wirklich, wie Jesus es zu der Samariterin gesagt hatte, im Geist und in der Wahrheit an.“

Von neuer Herzensnot ergriffen, lag Elias schluchzend vor der sterblichen Hülle seines Weibes.

„O Cäcilie, hättest Du mich lieben können, so würde auch ich im Geiste und in der Wahrheit angebetet haben und wäre kein Fremder an der Schwelle Deines Todes gewesen.“

Er wollte sie nicht dort lassen. Sofort wollte er sie mitnehmen. Allein mit ihr wollte er sein.

Daher legte man sie auf eine Bahre, und bedeckte sie mit weißen Tüchern.

Kraber trugen sie, und ihr Gatte folgte zu Fuß.

Die Mitternachtsmesse war zu Ende. Zu Tausenden strömten die Gläubigen aus der Krippe, um nach Jerusalem zurückzukehren. Auf dem Vorplatz und den Straßen war das Gewühl so groß, daß die Truppen einschreiten mußten.

Der Mond leuchtete, als sei es heller Tag, trotzdem hatten die Laternenträger ihre Fackeln angezündet, die auf diese ganze gemischte Menge phantastische Lichter warfen. Plagemangels wegen konnten die Janitscharen ihre Hellebarben nicht klirrend auf das Pflaster stoßen. Sie schwenkten sie nun verzweifelt in der Luft und schrien:

„Plah! Plah! für den Patriarchen von Jerusalem.“

„Plah für den französischen Konsul!“

„Plah für den Bischof von Chypren!“

„Plah für den koptischen Archimandriten!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Feuer, bitte!

Von Paul Desclaux.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Auf der Anklagebank sitzt ein Herr unbestimmten Alters in einem schwarzen Gehrock und mit feierlicher weißer Strawatte. Er hat seine blaue Brille auf die kahle Stirn geschoben und blättert angelegentlich in einem Haufen Papiere.

Der Präsident: „Angellagter, stehen Sie auf!“

Der Angeklagte (sich erhebend): „Ja, Herr Präsident!“

Der Präsident: „Antworten Sie auf meine Fragen!“

Der Angeklagte: „Ja, Herr Präsident.“

Der Präsident: „Und vor allen Dingen, unterbrechen Sie mich nicht!“

Der Angeklagte: „Nein, Herr Präsident.“

Der Präsident: „Aber Sie unterbrechen mich ja fortwährend! . . . Hören Sie jetzt meine Fragen und antworten Sie darauf!“

Der Angeklagte: „Ja, Herr Präsident.“

Der Präsident: „Schon wieder! . . . Sie heißen Eugne?“

Der Angeklagte: „Ja, Herr Präsident, Isidor Timoleon Barnabas Eugne. (Die Hand aufs Herz legend und in pathetischem Ton von einem Blatt Papier ablesend) Wenn der Staatsbürger vor der Justiz seines Vaterlandes erscheint, hat er dann nicht die Pflicht, ihr alles . . .?“

Der Präsident (unterbrechend): „Danach habe ich Sie gar nicht gefragt. Sie sind Apotheker?“

Eugne: „Ja, Herr Präsident, zu dienen. (Seine Vorlesung wieder beginnend) Wenn der Staatsbürger vor der Justiz . . .“

Der Präsident: „Aber so schweigen Sie doch! Danach frage ich Sie ja nicht! . . . Sie wohnen Rue Montmartre?“

Eugne: „Ja, Herr Präsident, Rue Montmartre 355, Apotheke „Zur silbernen Lanze“, französische und englische Spezialitäten. (Seine Vorlesung fortsetzend) . . . vor der Justiz seines Landes erscheint, hat er dann nicht die Pflicht, ihr alles . . .?“

Der Präsident: „Genug! Genug! . . . Die Anklage wirft Ihnen vor, in der Nacht vom 4. zum 5. Juli den Kläger Sargel in einer das Leben und die Gesundheit gefährdenden Art und Weise mißhandelt zu haben. Was können Sie zu Ihrer Verteidigung sagen?“

Eugne: „Folgendes, Herr Präsident. (Lesend): Wenn der Staatsbürger vor der Justiz seines Vaterlandes erscheint, hat er dann nicht die Pflicht, ihr alles, seine geheimsten Gedanken zu enthüllen, den Gerichtshof bis auf den Grund seiner Seele blicken zu lassen?“

Der Präsident: „Was soll das? Wollen Sie endlich auf meine Fragen antworten oder nicht?“

Eugne: „Aber ich antworte ja darauf, Herr Präsident! (Fortfahrend) . . . den Gerichtshof bis auf den Grund seiner Seele blicken zu lassen? Die Wahrheitsliebe . . .“

Der Präsident: „Na, nun ist's wirklich genug! Legen Sie das Papier fort und antworten Sie!“

Eugne: „Aber . . . ich antworte ja, Herr Präsident! Das ist doch meine Verteidigung! Ich besitze kein besonderes Redner-talent und deshalb . . . (fortfahrend). Wenn der Staatsbürger vor . . .“

Der Präsident: „Genug! Genug! Sie können sich setzen . . . Wir wollen zunächst einmal den Beamten hören, der den Tatbestand aufgenommen hat. (Zu dem an den Jünglingschritt tretenden Schutzmann) Sie heißen?“

Der Schutzmann: „Arfine Napoleon Mufflard, Herr Präsident.“

Der Präsident: „Erzählen Sie, was Sie wissen.“

Der Schutzmann: „In der Nacht vom 4. zum 5. Juli patrouillierte ich in der Rue Montmartre, als ich plötzlich lautes Schreien vernahm, das aus dem Geschäft des Angellagten kam. Ich lief hin, stürzte in den Laden und konstatierte folgendes: Auf der Erde lag der Kläger inmitten der Scherben eines Glasgefäßes, das allem Anschein nach zur Aufbewahrung von Blutegeln gedient hatte. Ich schloß das aus dem Umstand, daß sich zwischen den Glasscherben eine Menge Blutegel bewegte. Auf dem Kläger lag der Angellagte und schlug aus Leibesträften auf ersteren ein. Ich trennte die beiden und setzte ein Protokoll auf.“

### Kleines feuilleton.

Der Präsident: „Ist das alles, was Sie wissen?“  
 Der Schuhmann: „Ja, Herr Präsident.“  
 Eugne (sich erhebend und lesend): „Wenn der Staatsbürger vor der Justiz seines Vaterlandes...“  
 Der Präsident: „Sie sind langweilig, Eugne. Setzen Sie sich!“  
 Eugne: „Aber, Herr Präsident...“  
 Der Präsident: „Genug! (Zum Gerichtsdienner) Lassen Sie den Kläger eintreten!“

Sargel (hereinstürzend): „Hier, Herr Präsident, hier! Aber Kläger bin ich nicht. Die Geschichte habe ich ja längst vergessen, und ich bin ihm nicht mehr böse, dem Willendreher. Er hat mir die Bfage verhauen, und ich habe ihm dafür seine Bluteigel zerquetscht: wir sind also quitt!“

Der Präsident: „Erzählen Sie, was Ihnen passiert ist, aber drücken Sie sich etwas weniger drastisch aus!“

Sargel: „Wie... Ach so! Bitte sehr um Verzeihung! Geschah nicht mit Absicht, Herr Präsident. Ich weiß nämlich manchmal gar nicht, was ich rede... Also los! In der Nacht vom 4. zum 5. Juli, wissen Sie, hatte ich mit ein paar Kollegen am Nordbahnhof feste gefessen...“

Der Präsident: „Was ist das schon wieder für ein Ausbruch!“

Sargel: „Pardon, Herr Präsident! Ich wollte sagen: ich hatte mir ein wenig zu stark die Kehle ausgefüllt, wenn Sie diesen Ausdruck vorziehen, und ich hatte einen kleinen Schwips. Wir können sogar dreist sagen, einen großen Schwips, Herr Präsident! Immer der Wahrheit die Ehre! Na, und übrigens, was hat nicht mal einen Schwips, nicht wahr, Herr Präsident?... Also ich ging vom Nordbahnhof nach den Hallen, wo ich meinen Stand habe. Sie müssen nämlich wissen, Herr Präsident, ich bin von Beruf Träger, und es ist vielleicht schon mal passiert, daß ich Getreide getragen habe, das später die Ehre gehabt hat, von Ihnen und Ihrer achtungswürdigen Familie in Gestalt von Brot verpeist zu werden.“

Der Präsident: „Zur Sache! Zur Sache!“

Sargel: „Aber ich bin ja schon immer dabei!... Ich gehe also ganz gemütlich durch die Rue Montmartre, als ich plötzlich Lust bekomme, zu rauchen. Ich stehe mir einen Glühmstengel in die Bfage, greife in die Tasche nach Feuerzeug... Himmelndonnerwetter! Keine Streichhölzer! Nicht ein einziges!... Na dann nicht! denke ich und gehe weiter. Aber je weiter ich gehe, um so größere Lust bekomme ich zu rauchen! Einen Moment denke ich schon daran, auf eine Laterne zu klettern und mir dort Feuer zu holen, als ich plötzlich ein Schild lese: „Zur silbernen Banze“...“

Eugne (unterbrechend): „Lanze! Lanze!“

Sargel: „Herr Gott! Lanze oder Banze, das ist doch schließlich ganz egal! Deshalb brauchen Sie mich doch wahrhaftig nicht zu stören!... Also: „Zur silbernen Lanze“, und weiter unten neben der Tür steht: „Nachtglocke“... Surre! juble ich im stillen. Gerettet! Ich will die silberne Banze aufwecken! (Lachen im Publikum.) Was ist darüber zu lachen? Warum macht er eine Nachtglocke an, wenn er nicht gestört zu werden wünscht?... Ich drücke also auf den Knopf. Der Herr öffnet das Fensterchen in der Rolljalouise und fragt, was ich wünsche. Ich erkläre ihm, die Sache sei sehr dringend und er möchte doch sofort aufmachen. Er läßt sich denn auch nicht lange bitten und schließt mir die Türe auf. „Wo haben Sie Ihr Rezept?“ fragt er mich. „Rezept?“ sage ich. „Ein Rezept habe ich nicht. Aber eine Pigarre habe ich und kein Feuer habe ich auch und das möchte ich von Ihnen haben.“ Damit näherte ich mich ihm, um meinen Glühmstengel an seinem Licht anzuzünden... Aber da, Herr Präsident, appliziert er mir eine Knallschote...“

Der Präsident: „Eine Knallschote?“

Sargel: „Na ja, ich meine, er hat mir ein bißchen Gesichtsmassage verabfolgt, aber nicht zu knapp!“

Der Präsident: „Sie wollen wohl sagen, der Angestellte habe Sie ins Gesicht geschlagen, nicht wahr?“

Sargel: „Zunächst, Herr Präsident. Und ich versichere Ihnen, er schlug feste! Ich fiel hin, so lang wie ich war, wobei ich den Kopf mit den Bluteigeln zerbrach. Der Kerl warf sich auf mich und setzte die Behandlung fort. Kurz und gut, mir ging's jämmerlich schlecht, Herr Präsident! Die Bluteigel spazierten in meine Hofen hinein und machten Anstalten, ihre blutlauerische Tätigkeit an meinen Weinen auszuüben, und der Giftmischer drohte auf mich los, als wenn er dafür bezahlt belame und schrie immerfort: „Schurke! Halunke!“... Na, schließlich kam dann der Schuhmann, und das übrige wissen sie ja, Herr Präsident... Aber ich bin dem Apotheker nicht böse, durchaus nicht böse! Ich verzeihe ihm von ganzem Herzen und bitte den Gerichtshof um Nachsicht für ihn!“

Der Präsident: „Angellagter, Sie haben gehört, was der Kläger ausgesagt hat. Was haben Sie darauf zu erwidern?“

Eugne: „Nichts, Herr Präsident. Das stimmt alles ganz genau, aber... (lesend): Wenn der Staatsbürger vor der Justiz seines Vaterlandes erscheint, hat er dann nicht...?“

Der Präsident: „Schon gut! Schon gut!... Der Gerichtshof zieht sich zur Beratung zurück.“

Eugne wird zu 50 Frank Geldbuße verurteilt. Er dankt mit einer tiefen Verbeugung für dieses milde Urteil und verläßt den Gerichtssaal Arm in Arm mit Sargel, dem er seine Verteidigungsrede vorzulesen beginnt. —

th. Das Häßte. Wunderherrlich in seiner jungen Frühlingspracht dehnte sich der Wald vor ihnen aus. Durch die dünnen Zweige, über denen das neue Grün nur erst wie ein feiner, zitternder Schleier lag, sah man tief hinein in stille Gründe und wieder an sanft geschwungenen Hüggeln empor. Ab und zu öffnete sich ein Blick in das Land, weite Biefen dehnten sich da unten zu dunklen Bergen und einsamen Heidedörfern hin. Ganz in der Ferne ragte die Stadt mit ihren Kuppeln und Türmen. Verwehter Glodenklang kam mit dem Wind herüber und mischte sich mit dem Gesang der Vögel. Die Finken waren die lautesten, von allen Eder und Enden tönte ihr heller Schlag, unterbrochen von dem Gevisper der Meisen und dem schrillen Schnarren des Zeigigs.

„Ist das nun nicht wundervoll?“ Frau Annie war den anderen voraus gelaufen und hatte zuerst die Höhe erreicht. Da stand sie nun zwischen zwei leuchtenden Birkenstämmen mit ihrem rosigen Gesicht und dem flatternden Blondhaar. Ihre Augen strahlten. Ihr Mann kam ihr zuerst nach. Mit einem tiefen Aufatmen blieb er neben ihr stehen und legte den Arm um ihre Taille. Sie sprachen nicht, aber ihre Augen leuchteten ineinander, und in dem einen Blick lag mehr, als Worte sagen können. Hand in Hand schauten sie hinab auf das Wäldermeer, das sich vor ihren Füßen dehnte, auf diese Symphonie leuchtender Frühlingsfarben, darin sich alle Töne durcheinander mischten.

Friß war es, der zuerst das Schweigen löste: „Aber wo bleibt denn Onkel und die Tante?“

Ja, wo blieben die? Annie lachte. „Da kommen sie ja angekraxelt! Uijest! Onkel zieht. Tante und Du tußt ja gerade, als ob das 'n Berg wäre!“

„Na hör mal, ich danke, das ist ja auch 'n netter Marsch, den ihr uns machen laßt!“ Die Tante nahm ihr Tuch und wischte sich das Gesicht.

„Aber es lohnt sich, Onkel, was?“ Friß schlug dem älteren Herrn auf die Schulter.

„Erst muß ich mich verpusten.“ Der Onkel nahm den Hut ab und fuhr durch das Haar. „So nun laß sehen.“ Er nickte. „Ja, das lohnt sich!“ Und wieder standen alle vier, gefangen von dem Zauber des Bildes.

Erst nach einer ganzen Weile rissen sie sich davon los und schritten weiter. Ein alter einsamer Hochtvald nahm sie auf, dunkel und tief. Durch die grünen Nieferrnadeln fiel das Sonnenlicht und malte zitternde Dichter auf den Boden. Die Vögel wurden stiller.

„Aber köstlich ist es hier, wirklich köstlich“, rief die Tante. „Und dieser Frieden, diese Einsamkeit! Gar nicht, als ob heut Sonntag wäre. Kein Mensch da, das ist prachtvoll!“

„Na das haben wir Euch ja gleich gesagt.“ Annie lachte schon wieder. „Wenn man natürlich in den Grunewald fährt und sich da in eine Kneipe setzt, kommt man mitten in das Sonntagsgedränge hinein. Man muß sich nur Stellen ausfinden, die etwas vom Weg abliegen. Da hat man noch Natur.“

„Ja, ja, Natur!“ Die Tante blickte schwärmerisch zum Himmel. „Natur ist das Schönste! Natur ohne Menschen. Und nirgends wo liegen hier Stullenpapiere.“

Der Onkel sah mit befriedigtem Blick umher. „Und keine Radantate, kein Bumbum und Trara aus solchen ekelhaften Sommerkneipen. Der Wald in seiner ganzen unentweichten Schönheit! Mir wird ordentlich das Herz weit. Findet Ihr nicht, daß es ein bißchen reichlich warm ist?“

„Ja, die Sonne meint's gut heut!“ sagte Friß gleichmütig. „Wir gehen auch schon eine ganze Weile.“ Die Tante stöhnte etwas. „Wald eine Stunde. Aber es ist ja schön! Solche Wege muß man aber immer machen, man muß nicht dahin gehen, wo der Böbel hingehzt, dann kann man auch Sonntags Partien machen...“

„Sind wir übrigens bald da?“

„Am Waldsee?“ fragte Annie. „Ja, wir haben höchstens noch eine halbe Stunde.“

„Eine halbe Stunde?“ rief der Onkel. „Na Du, ich danke!“

„Aber Onkelchen!“ Annes Lachen klang hell durch den stillen Wald. „Das ist doch noch gar nichts! Ich denke, Du bist voriges Jahr in den Bergen Deine drei, vier Stunden umher gekraxelt?“

„Na ja, aber doch mit Unterbrechungen.“ Der Onkel blieb empört stehen. „Man hat sich denn doch auch mal inzwischen ausgeruht.“

„Nun, das wollen wir ja am Waldsee auch tun“, sagte Friß. „Da unten schimmert er schon durch die Bäume.“

„Gott sei Dank!“ rief die Tante. „Ich komme nämlich vor Hunger um.“

„Und mir klebt die Zunge am Gaumen!“ Der Onkel nahm schon wieder den Hut ab.

„Also lagern wir uns hier“, rief Friß und warf sich lang hin. „Hier haben wir das Tal und den See in ihrer ganzen Schönheit vor uns. Annie, und Du packt das Frühlingsstück aus! Na Tante, setz Dich doch.“

Aber die Tante trat zurück. „Hier! Ach nein! Kinder doch man nicht hier, denn warte ich schon, bis wir an den Waldsee kommen.“

„Ja, das finde ich auch!“ stimmte ihr Mann ihr bei. „Ich sage Euch doch, ich hab unbändigen Durst.“

„Eben darum“, sagte Friß. „Darum wollen wir unseren kalten Kaffee schon hier trinken.“ Er nahm eine Flasche aus der

Blaidrolle. Allein der Onkel schrie: „Nach doch keine faulen Wigel kalten Kaffee? Ich werd' kalten Kaffee zum Frühstück trinken! 'n Topp Bier wollen wir haben! Verstehtst du?“

„Ja eben“, sagte die Tante entriestet: „Und 'ne Tasse Bouillon mit Ei.“

„Und die wollt Ihr am Waldsee trinken? Ja, wo soll sie denn da herkommen?“ Annie sah etwas verdutzt drein.

„Wo sie . . . ? Dem Onkel versagte die Stimme: „Na hör mal, willst du damit etwa sagen, daß da nicht mal 'ne Kneipe wär?“

„Ach Onkel, die ist da nicht!“ Fris lachte hell auf. „Ich hab Euch ja doch gleich gesagt, wir kommen in ganz einsame Gegenden und . . .“

„Wenn hier Kneipen wären, wär's ja eben so voll, wie im Grunewald“, sagte Annie. „Darum haben wir ja eben den schönen stillen Wald, weil hier noch keine Wirtshäuser sind. Seht mal . . .“

Allein der Onkel ließ sie nicht ausreden; er stemmte die Arme in die Seiten und sah seine Frau an: „Na, das ist ja gut! Hastie Borte? In solche Gegenden führen sie einen, in solche Tototunden-gegend, wo's nicht mal 'n Wirtshaus und ein Glas Bier gibt.“

„Aber Onkel!“

„Nein, gar nicht, aber Onkel! Ihr seid rüchichtslos. Und da sagt Ihr einem, wir frühstücken am Waldsee und schleppt einen in solche Kämmergegend, wo man nichts zu trinken kriegt.“

„Nicht mal 'ne Tasse Bouillon mit Ei“, höhnte die Tante.

„Aber Tante, die Natur“, fiel Annie ein. „Und, Onkel, Du hast doch eben noch gesagt, der Wald in seiner unentweichten Schönheit . . .“

„Ach was, Natur!“ Der Onkel sagte sie an. „Gewiß, Natur! Aber 'ne Kneipe muß am Ende stehen, das ist wohl einfach selbstverständlich! Was nützt 'n mir die ganze Natur und der Wald in seiner Schönheit, wenn man nicht mal 'n Glas Bier drin trinken kann!“

**c. Der erste Aufstieg zum Krater des Vesuv.** Als erster nach der furchtbaren Katastrophe hat es der bekannte Neapeler Journalist Antonio Soarfolgio gewagt, über das Observatorium hinaus zum Krater des Vesuvus emporzudringen; er entwirft jetzt von diesem gefährlichen Aufstieg im „Mattino“ eine lebendige Schilderung. Vom Observatorium aus gelangte er nach etwa einer Stunde an den Fuß des Kegels. „Der Kegel“, so erzählte er, „ist grau von Asche. In seiner ganzen Höhe, die etwa 150 Meter beträgt, ist er von tiefen Rissen und Spalten durchzogen, die sich tief in den Fels eingegraben haben. Der breite Gipfel hüllt sich immer von neuem in Rauchwolken. Noch wenige Schritte und wir sind an der Basis des Kraters. Die Asche ist so hoch, daß man allmählich immer tiefer einsinkt, ohne es zu bemerken. Der Abhang, der zu dem Feuermund des Kraters führt, ist kaum merklich geneigt und sehr kurz. Der Mund öffnet sich in einem Umkreis von etwa 2000 Metern. Er verläuft nicht horizontal auf dem Gipfel des Berges, sondern ist stark nach Ottajano geneigt, so daß die Seite des Kegels, die nach dem Tal von Noda und Nocera gewendet ist, viel tiefer ist als die, die nach dem Meer und Neapel hinzieht. Ein gurgelnder Laut von Rauchwölkchen, die sich öffnen, die anschwellen, sich ausbreiten, zerteilen und wieder vereinen, die zu dem reinen Himmel emporsteigen und hastig in glühenden Tropfen niederfallen, die uns ins Gesicht sprühen, dringt aus dem Feuermunde des Vesuvus. Falschartige Massen stürzen an der dicken Aschenschicht herab, die die Oberfläche des Kegels bedeckt, andere wieder fallen mit großem Getöse mir zu Füßen nieder. Mit großer Mühe dringt man weiter. Die Asche zerbröckelt beständig unter den Füßen. Mit dumpfem Geräusch, das die Asche dämpft, fallen die Steine zu beiden Seiten. In dem Boden, aus dem Staupmassen emporringen, die den Abhang zur Ebene hinab getrieben werden, bilden sich immer neue Risse bei jedem Schritt. Eine Öffnung entsteht gerade unter meinen Füßen. Je weiter man kommt, desto dichter wird der Aschenregen, desto dicker die Luft. An den rauhen Hängen des Kegels wirbeln leichte Windhojen den Sand empor. Die ganze Oberfläche des Kegels krümmt sich gleich wie ein leidender Riese in beständigen Konvulsionen. Wir sind an der Station der Zahnradbahn. Nur ein einziges Mauerstück ist stehen geblieben, auf dem sich von dem Schild der Restauration nur noch die ersten Buchstaben „Restau“ erhalten haben, alles übrige liegt in Trümmern. In der Asche fallen große Eisenstücke auf. Das sind die Trümmer der mit Eisen beschlagenen Rur des Haupteinganges und die Ueberreste des einen der beiden Dampfessel, der unter dem glühenden Steinregen zerplatzt. Ein Stück ist selbst bis zum Ausweichgleis der elektrischen Bahn getrieben worden und lastet dort schwer auf den Schienen. Von der Zahnradbahn ist so gut wie nichts geblieben. Die Spitzen von drei einsamen Pfählen der elektrischen Leitung sehen noch aus den Sand- und Aschenhaufen hervor. Die obere Station ist von dem Krater verschlungen worden, als er sich um 200 Meter senkte. Höher hinauf lag das Führerhaus, ein kleines hölzernes, mit Zink ausge schlagenes Häuschen, das der Feuerregen wie einen leichten Strohhalm mit sich fortgerissen hat. Der Führer, der mich begleitete, wies auf die großen Steine hin, die umher lagen, unter denen das kleine Haus wohl begraben sein konnte. Er erzählte mir, unter welchen Gefahren die Führer sich nach Pompeji in Sicherheit bringen konnten. Inzwischen fing unsere Situation an, sehr gefährlich zu werden. Große dunkle Massen drangen in die Sand- schicht und wirbelten um uns herum. Die Asche stürzte an den

Seiten des Kegels hinab. Unzählige kleine Rauchspiralen tanzten über der Oberfläche. Kaum 120 Meter noch trennten mich von dem Munde des Kraters. Um uns ein donnerähnliches Krachen und ein starker, beiderer Geruch wie von Starbolsäure, der Uebelkeit verursachte. Die Rauchwolken, die aus dem Krater aufsteigen, waren ganz nahe, mir schien, daß ich die Spiralen fast schon mit Händen greifen könnte. Ich wollte weiter, aber der Führer weigerte sich energisch. Nur durch viele Bitten und Versprechungen überredete ich ihn, noch zu bleiben, bis ich einige Aufnahmen gemacht hatte. Wir stiegen zum Monte Somma hinab. Ein heiteres Bild des Frühlings tat sich plötzlich nach den düsteren Eindrücken, die wir eben in uns aufgenommen, vor uns auf. Am Kamm des Berges nach der Seite des Vesuv hin blühten die Kastanienbäume und grünt die Weinberge. Nirgend trübte die Asche des Vesuvus hier den Eindruck des blühenden Lebens, das, umgeben von grauen Ruinen, in aller Zerstörung emporwuchs, kein Laut störte die reine Stille der Luft . . .

### Aus der Pflanzenwelt.

**h. Eine eigenartige Pflanze** wird seit einigen Jahren im Botanischen Garten kultiviert und genau beobachtet. Es ist eine Verwandte des bei uns heimischen Kronstabs und der bekanten Calla. Der Name lautet Amorphophallus Rivieri, auch Hydrosme Rivieri. Die Heimat ist Cochinchina. Von dieser Pflanze sieht man entweder nur Blätter oder nur Blumen, nie aber beides zu gleicher Zeit. Blatt wie Blume entstehen nur aus einer Knolle. Letztere wird im November in ein Warmhaus gebracht, sie beginnt dann im Dezember zu treiben, erst langsam, dann aber so schnell, daß der Blütenstiel (jede Knolle bringt nur eine Blume hervor) in 12 Tagen die Größe eines erwachsenen Mannes erreicht hat. Als längster Zuwachs wurden innerhalb 24 Stunden 17 Zentimeter festgestellt, wovon der größte Teil auf die Nacht entfiel. Erst wenn die Blume verblüht ist, wird die Knolle in Erde gesetzt, bis dahin mußte die Knolle die Blume aus sich selbst und aus der feuchten Luft des Gewächshauses ernähren. Jetzt treibt ein das einzige Blatt hervor, das auf hohem Stiel ein schirmförmiges Blattgebilde trägt, welches einige Nechlichkeit mit einem einen Meter im Durchmesser haltenden Kastanienblatte haben würde. Dies Blatt bleibt etwa vier Wochen an der Pflanze, wird dann well und fällt endlich ab. Während seiner Vegetationszeit hat das Blatt für den Volumenzuwachs der Knolle gesorgt. Wie groß dieser Zuwachs ist, mag daraus ersehen werden, daß eine Knolle im Berliner Botanischen Garten innerhalb drei Jahren ihr Gewicht von 770 Gramm auf 4105 Gramm steigerte. Aus dem Heimatlande dieser eigenartigen Pflanze wurden sogar Knollen im Gewichte von 23 Kilogramm nach Europa eingeführt.

Eigenartig ist bei dieser Pflanze auch der Umstand, daß Knollen, welche über Winter kühl aufbewahrt werden, und erst im Frühjahr zur Entwidlung kommen können, jetzt keine Blumen mehr hervorbringen, sondern gleich Blätter treiben. Ein Zurückhalten der Blume gibt es bei dieser Pflanze mithin nicht: ist die natürliche Blütezeit übergangen, so bleibt die Blumenknospe, die in der Knolle angelegt ist, unentwickelt. Erwähnt möge noch sein, daß die Blume nur im Warmhause, nicht aber bei kälterer Temperatur, nach As „duftet“. —

### Humoristisches.

— Schnelle Abhilfe. Wirtin (zur Köchin, die eben ein Stück Fleisch klopft): „Will der Fremde ein ganzes oder ein halbes Beefsteak?“

Köchin: „Ein ganzes!“

Wirtin: „Dann müssen Sie 's noch etwas breiter klopfen.“ —

— Gefährliche Probe. . . . Ein Rezept haben Sie nicht mitgebracht? . . . Ja was sollen denn das für Pillen sein, die Ihre Frau haben will?“

„Dees weiß i' aa' net . . . Sie können mir ja verschied'ne zur Auswahl mitgeb'n“ — (fliegende Blätter.)

### Notizen.

— Die Gesellschaft für Theatergeschichte, die gegenwärtig gegen 500 Mitglieder zählt, hält ihre diesjährige Generalversammlung am Sonntag im Schauspielhaus ab. August Sauer (Prag) spricht über „Grillparzer als Mensch“. —

— Einige deutsche Großstädte wenden für Theater, Orchester und sonstige musikalische Zwecke bedeutende Summen auf. Im Jahre 1903 zahlten: Frankfurt a. M. 475 765 M., Mannheim 471 670 M., Wiesbaden 239 316 M., Köln 228 171 M., Strahburg i. E. 187 649 M., Düsseldorf 157 996 M., Mainz 141 284 M., Berlin hatte nicht einen Pfennig übrig. —

— Die Eröffnung der Ausstellung der Sezession ist auf Dienstag, den 24. April, nachmittags 1/3 Uhr verschoben worden. —

— Der Konflikt in der Darmstädter Künstlerkolonie soll, nach dem „Darmst. Tagebl.“ beigelegt sein. —

— Mit Rücksicht auf die Fremden, die in diesem Sommer gelegentlich der Landesausstellung Nürnberg besuchen werden, hat die Direktion des Germanischen Museums außer an den Sonntagen auch für die Mittwoche freien Eintritt ins Museum gewährt. —